

CHRISTA

BERNUTH

DAS
FALSCH
IN MIR



THRILLER

dtv
ebook

I

Bisher war ich sicher, dass ich alles richtig gemacht hatte. Ich hatte den richtigen Beruf gewählt. Ich hatte die richtige Frau geheiratet – dunkelhaarig, kraftvoll, rassig, selbstbewusst genug, mich in Ruhe zu lassen.

Ich hatte zwei Mädchen gezeugt.

Ich gebe zu, das war dumm.

Aber ich konnte nicht wissen, dass beide so blond und so zart werden würden wie Marion. Marion, meine Liebe, mein Menetekel, meine Nemesis.

Jetzt laufe ich abends durch die Straßen auf der Suche nach ihr. Sie ist zart und schlank, vielleicht sechzehn, siebzehn Jahre alt. Unter dem ockerfarbenen Schein der Straßenlaternen leuchtet ihr blondes, glattes Haar wie ein Goldhelm und wird zum wehenden Schatten, sobald sie die Dunkelheit wieder verschluckt.

Tagsüber war es stürmisch, und der Wind hat rot glühende Ahornblätter auf Straßen und Bürgersteige geweht, die jetzt farblos und schlapp auf dem nassen Kopfsteinpflaster liegen. Es nieselt leicht, die Feuchtigkeit legt sich wie ein Schleier auf Gesicht und Haare.

Sie, die natürlich nicht Marion ist, läuft vor mir mit langen, schlaksigen Schritten, ohne Angst, ohne Gespür für die Gefahr. Sie hatte von fünf bis sechs Uhr Klavierstunde in der Harlemgasse und ist auf dem Weg nach Hause, so wie jeden Mittwoch.

Ich weiß nicht, wie gut sie schon spielt. Ich kenne sie erst seit ein paar Wochen. Das erste Mal traf ich sie vor der Wohnung

ihrer Klavierlehrerin. Ich war auf dem Weg zu einem Kunden, und mein Blick fiel auf eine Tür, neben der ein Metallschild mit Vor- und Nachnamen und der Aufschrift »Klavierunterricht« prangte, als handle es sich um eine Arzt- oder Rechtsanwaltspraxis. Während ich mir darüber noch Gedanken machte, stürzte sie heraus und wir stießen beinahe zusammen. Es ergab sich ein kurzes Geplänkel – »Ach, bitte entschuldigen Sie« – »Nein, das macht doch nichts« –, dann winkte sie mir ausgelassen zu und rannte die Straße hinunter, und ich musste sie gehen lassen.

Aber ich kam eine Woche später genau zur selben Zeit wieder und wartete auf sie. Gegenüber des Hauses befindet sich eine Straßenbahnhaltestelle, von der aus man die Tür gut im Blick hat. Ich musste mich einfach nur auf die Bank in dem überdachten Glaskasten setzen und warten.

Man kann mein Glück und meine Verzweiflung nicht beschreiben, als sie tatsächlich auf die Straße trat, mit den leichten ungezwungenen Bewegungen eines Mädchens, das geliebt wird und ganz selbstverständlich davon ausgeht, dass das für immer so bleibt. Sie trug das Gleiche wie letzten Mittwoch: einen Parka in militärischem Olivgrün, enge Jeans und bis zu den Knöcheln reichende Stiefeletten. Ihr Gesicht sah rosig aus, als wäre sie gerannt. Alles in mir brannte, mein Körper wurde zum Minenfeld, eine versehentliche Berührung hätte mich explodieren lassen. Ich glühte vor Verlangen.

Es ist nicht Liebe. Es ist hundertmal stärker und schrecklicher.

Das Mädchen biegt nach links in die Samoastrasse ein. Ich bleibe hinter ihr. Vom Lessingdamm aus läuft sie Richtung Stargarder Straße und verlässt damit den belebten Teil der Stadt mit der Straßenbahnlinie und den vielen Geschäften und Lokalen. Nachts kommt es in dieser Gegend immer wieder zu Schlägereien, auch die örtliche Drogenszene ist hier angesiedelt, deswegen hört man häufig Polizeisirenen.

Die Stargarder Straße ist ruhiger, gewunden und schmal, gesäumt von hohen Altbauten. Zu dieser Tageszeit ist sie wie ausgestorben. Jetzt sind die Berufstätigen zu Hause, bereiten das Abendessen vor, versuchen, ihren Kindern bei den Hausaufgaben zu helfen, verzweifeln vor leeren Augen, Lustlosigkeit und demonstrativer Begriffsstutzigkeit. Ich kenne das alles, ich wohne in einer ähnlichen Straße im selben Viertel und habe auch halbwüchsige Kinder.

Ich will diesem Mädchen nichts tun. An diese Überzeugung klammere ich mich. Auch wenn ich weiß, dass ich ihr von Mal zu Mal näherkomme. Auch wenn ich perfekt darin bin, mich unsichtbar zu machen. Auch wenn die Szenarien in meinem Kopf immer unbeherrschbarer werden.

Niemand außer uns beiden ist unterwegs. Ich gehe ein bisschen schneller, höre meinen Atem. Nun ist sie direkt vor mir. Irgendwo hier muss sie wohnen. Ich hole tief Luft, spüre die Welle der Begierde heranrollen, bin bereit, mich hineinzustürzen, doch dann ertönt ein leises, melodisches Geräusch, das wie ein mechanisches Vogelzwitschern klingt, und ich verlangsame sofort meine Schritte, die Welle zieht sich zurück, die Erregung fällt in sich zusammen, hinterlässt tiefe Enttäuschung und einen metallischen Nachgeschmack auf der Zunge.

Es ist ihr Handy. Sie zieht es im Gehen aus dem Parka und verfällt in das übliche Geplapper junger Mädchen, die mit ihren besten Freundinnen telefonieren.

Ich höre, wie sie sich für denselben Abend am Lessingdamm verabredet, in einem bekannten Studentenlokal, dem »Jensen«, für das sie eigentlich noch zu jung ist. Ich bin plötzlich nicht mehr sicher, ob sie tatsächlich mit einer Freundin spricht. Sie lacht sehr viel und es hört sich übertrieben und künstlich an. Meine ältere Tochter lacht so, wenn sie einen Jungen am Apparat hat, den sie interessant findet, was sie mir gegenüber nach dem Telefonat allerdings immer heftig bestreitet.

Ich lasse mich zurückfallen und beobachte aus der wach-

senden Entfernung, wie sie vor einem zartgelb gestrichenen Jugendstilhaus stehen bleibt, ihren Schlüssel aus der Tasche nestelt, dabei immer weiterplappert und kichert, um schließlich, das Handy schief zwischen Ohr und Schulter gepresst, die Haustür aufzusperren. Ich drehe ab, ernüchtert und deprimiert. Mein Körper ist wie tot, mein Kopf hingegen erwacht wie aus einem Traum. Alles ist unverändert, die Straße, der Nieselregen, die nassen Blätter auf dem Bürgersteig, die kalte, neblige Luft. Aber das Grandiose ist weg, das Dramatische, die beängstigende Euphorie. Ich bin jetzt ein Familienvater auf dem Heimweg, der einen Geschäftsabschluss vermässelt hat, weil der Kunde auf Sicherheiten bestand, die die Firma nicht bietet.

High Security Technology heißt das Unternehmen, für das ich arbeite. Wir verkaufen Alarmanlagen an Firmen und Privatleute. Meine Aufgabe ist es, mir die örtlichen Gegebenheiten anzusehen und ein umfassendes Konzept zu erstellen, das allen Bedürfnissen des Kunden gerecht wird. Ich bin viel unterwegs und sehr frei in meiner Zeiteinteilung. Niemand achtet darauf, wann ich wo bin, solange meine Abschlüsse stimmen.

Vielleicht habe ich doch den falschen Beruf.

Ich bin nicht mehr deprimiert, aber müde wie ein alter Mann, als ich die Treppen zu unserer Wohnung hochsteige. Schon im zweiten Stock höre ich zwei laute weibliche Stimmen. Ich erkenne meine Frau und meine ältere Tochter, und soweit ich das beurteilen kann, schreien sie sich an.

Ich sperre die Tür auf, der Lärm springt mir förmlich ins Gesicht, und ich möchte zurückweichen, kehrtmachen, weggehen. Stattdessen ziehe ich langsam meinen Mantel aus und hänge ihn sorgfältig an einen der freien Haken neben dem Spiegel. Dann bewege ich mich widerwillig Richtung Küche. Das Geschrei schwillt an und bricht dann plötzlich ab. Ich habe kein Wort verstanden. Am liebsten würde ich sofort in mein Ar-

beitszimmer gehen und die beiden sich selbst überlassen, aber das würde mir meine Frau nie verzeihen.

Ich betrete die Küche, die Höhle der Löwinnen.

Sie stehen einander gegenüber. Birgit, meine Frau, lehnt mit verschränkten Armen an dem kleinen Esstisch, Teresa, meine Tochter, steht neben dem Herd. Auch sie hat die Arme energisch verschränkt, ihr Gesicht sieht verheult aus.

»Was ist los?«, frage ich und komme mir plötzlich vor wie in einem Theaterstück. Alles erscheint mir unecht, kulissenhaft, selbst Birgit und Teresa machen auf mich den Eindruck von schlechten Schauspielerinnen, die gewissenhaft ihre Rollen auswendig gelernt haben, aber gar nicht wissen, was sie da eigentlich sagen.

Ich schließe die Augen und öffne sie wieder. Das gespenstische Gefühl, gar nicht wirklich hier zu sein, bleibt. Vor einer halben Stunde war ich lebendig, jetzt bin ich eine Hülle, und alles um mich herum ist von schemenhafter Unwirklichkeit.

»Was ist los?«, frage ich. Auch meine Stimme hört sich seltsam an, hohl, als käme sie aus einer Tonne. Mutter und Tochter sind aber offenbar so in Rage, dass es ihnen nicht auffällt.

»Deine Tochter hat einen festen Freund«, sagt Birgit schließlich, um Beherrschung bemüht. Ich sehe zu Teresa. Sie ist fünfzehn, im selben Alter wie Marion damals. Es war voraussehen. Trotzdem will ich es nicht. Ich will es nicht, stelle ich beinahe verwundert fest. Ich will es *auf gar keinen Fall*.

Teresa ist schuld daran, dass alles wieder in mir aufbricht, Teresa hat meinen schwarzen Bruder befreit, den ich jahrelang unter Kontrolle hatte, nur indem sie ist wie sie ist, und jetzt werde ich diesen lästigen Hausgast nicht mehr los.

Sie ist schuld.

»Teresa«, setze ich an, noch vernünftig und sanft, da fährt mir Birgit in die Parade.

»Sie haben miteinander geschlafen. Hier, in ...«

»Was?«